

Chancen und Hürden – Gespräche mit Kuratorinnen und Provenienzforscherinnen

Der Ruf nach einem Paradigmenwechsel im Umgang mit außereuropäischen Objekten aus kolonialen Kontexten wird immer lauter. Was sich schon geändert hat, was sich noch ändern muss und wie ethnologische Provenienzforschung funktioniert, erzählt **Paola Ivanov**, Afrika-Kuratorin des Ethnologischen Museums der Staatlichen Museen zu Berlin. Auch **Christine Howald** und **Andrea Scholz** sind Teil des großen Teams hinter dem Humboldt Forum. Im Interview erzählen die beiden Wissenschaftlerinnen, welche Chancen und Hürden das Mammutprojekt vor und nach der Eröffnung bietet. Wie die Zusammenarbeit mit Partnerinnen und Partnern aus Namibia die Ausstellung im Humboldt Forum geprägt hat erzählt **Julia Binter**, Provenienzforscherin am Zentralarchiv der Staatlichen Museen zu Berlin und Leiterin des Kooperationsprojekts zu den Sammlungen aus Namibia am Ethnologischen Museum.

Online unter:

<https://blog.smb.museum/wir-duerfen-keine-angst-haben-endspurt-beim-humboldt-forum/>

www.preussischer-kulturbesitz.de/newsroom/dossiers-und-nachrichten/dossiers/dossier-forschung/die-forschungsagenda-darf-nicht-mehr-von-deutschland-aus-bestimmt-werden.html

www.preussischer-kulturbesitz.de/newsroom/dossiers-und-nachrichten/dossiers/dossier-humboldt-forum/wir-zeigen-keine-originalobjekte.html

Christine Howald und Andrea Scholz: “Wir dürfen keine Angst haben” – Endspurt beim Humboldt Forum

Das Gespräch führte Sven Stienen

Sie beide sind Teil des großen Teams, das hinter der künftigen Präsentation der außereuropäischen Sammlungen der Staatlichen Museen zu Berlin im Humboldt Forum steht – was genau sind Ihre Funktionen in dem Prozess?

Andrea Scholz: Ich habe zwei verschiedene Rollen in dem Prozess. Zum einen bin ich Kuratorin für das Ausstellungsmodul zu Amazonien, das ab Mitte 2022 im Ostflügel des Humboldt Forums eröffnet wird. Diese Aufgabe habe ich gewissermaßen geerbt, weil ich das Konzept bereits im Rahmen meines Volontariats im Ethnologischen Museum gemeinsam mit dem damaligen Kurator erarbeitet habe. Als dieser ging, habe ich die kuratorische Verantwortung für das Modul übernommen.

Meine zweite Rolle ist die der Referentin für transkulturelle Zusammenarbeit: Ich koordiniere die kooperativen internationalen Projekte des Ethnologischen Museums und des Museums für Asiatische Kunst, zum Beispiel mit Partner*innen aus Amazonien, Korea, Namibia, Tansania und der syrischen Diaspora. Außerdem entwickle ich Konzepte, beschaffe Stipendien und Residencies und unterstütze die Beteiligten. Es gibt viele administrative Hürden und wir hoffen, durch unsere Unterstützung mehr Kolleg*innen zu motivieren, solche Projekte zu initiieren.

Christine Howald: Ich bin Provenienzforscherin für die Dahlemer Sammlungen mit Spezialisierung auf Asien und Teil eines Teams von fünf Wissenschaftlerinnen. Unsere Aufgabe ist die Erforschung der Objektbiografien und Erwerbungskontexte der Sammlungsbestände. Dabei beschränken wir uns auf ausgewählte Objekte, denn in den Sammlungen der beiden beteiligten Museen befinden sich über 500.000 Objekte, von denen etwa 20.000 im Humboldt Forum ausgestellt werden – die Geschichte und Herkunft all dieser Objekte kann erst nach und nach erforscht werden, das ist mehr als ein Lebenswerk von fünf Wissenschaftlerinnen. Zunächst konzentrieren wir uns bei unserer Arbeit daher vor allem auf die „Brennpunkt-Objekte“, die aus dem Kontext kolonialer Gewalt mit Beteiligung des Deutschen Reiches stammen. Unsere Aufgabe ist

es dabei auch, über die Problematik dieser Objekte aufzuklären und das Thema Provenienzen und koloniales Unrecht in den Ausstellungen des Humboldt Forums sichtbar zu machen.

Was bedeutet das konkret?

CH: Wir erstellen zum Beispiel gerade ein Begleitheft zur Provenienzforschung in den Ausstellungen des Ethnologischen Museums und des Museums für Asiatische Kunst im Humboldt Forum, in dem die Besucher*innen erfahren, welche Objekte warum problematisch sind und wie wir damit umgehen. Und wir konzipieren mit den Kolleg*innen von der Abteilung ‚Bildung und Vermittlung‘ Begleitprogramme mit Fokus auf die Provenienzen der Objekte – Führungen, Workshops u.a. Außerdem machen wir uns auch dafür stark, dass diese Themen in der Außenkommunikation vermehrt aufgegriffen werden, denn ein transparenter und offener Umgang mit der Provenienzforschung ist immens wichtig.

Das Humboldt Forum ist derzeit das am meisten diskutierte Kulturprojekt in Deutschland. Die Risiken und Probleme sind hinlänglich bekannt, doch wo sehen Sie die Chancen des Projektes?

CH: Für die Stiftung Preußischer Kulturbesitz und ihre Museen bietet das Humboldt Forum meiner Meinung nach die Chance, die öffentlichen Debatten – auch die kritischen – anzunehmen und das Konzept ‚Museum‘ neu zu denken. Wir sollten keine Angst vor Kritik haben, sondern sie als Aufforderung sehen, im globalen Austausch mit anderen Wissenschaftler*innen, Künstler*innen, Kritiker*innen und Besucher*innen die Aufgaben der Museen und die Zukunft der Objekte neu zu denken.

AS: Dieser Prozess hat bereits begonnen. Wir haben miterlebt, wie das Humboldt Forum in den letzten Jahren Diskurse ans Licht der Öffentlichkeit gebracht hat, die vorher kaum stattgefunden haben. Ich erinnere mich noch gut an die Situation in den Museen, als ich vor neun Jahren dort anfang. Damals wurde das öffentliche Aufzeigen problematischer Sammlungskontexte von einigen als rufschädigend betrachtet. Seitdem hat sich vieles geändert. Die aktuelle Aufmerksamkeit hält den Museen den Spiegel vor –

wie wir darauf reagieren, wird sich zeigen. Eines ist aber ganz eindeutig: Die verstärkte Aufmerksamkeit generiert auch Mittel – und Mittel sind nötig, um Dinge zu verändern. Gerade die so wichtigen internationalen Kooperationsprojekte brauchen Ressourcen, Zeit und Geld. Mehr Mittel bedeuten also auch eine Chance, durch neue Projekte und Kooperationen die Museumspraxis zu verändern.

Wird hier eine Entwicklung nachgeholt, an deren Ende die Museen zeitgemäßer sein werden?

CH: In dieser Entwicklung stecken derzeit alle Museen, nicht nur wir. Manche sind in dem Prozess vielleicht ein bisschen weiter als wir. Wir haben aber auch eine Sonderrolle, weil das Humboldt Forum so ein großes Projekt ist und weil Berlin als Hauptstadt immer im Fokus steht. Wenn man so exponiert ist, fällt die Kritik sehr deutlich aus, aber ich glaube, dass es woanders ganz ähnlich laufen würde, wenn die Größenordnung vergleichbar wäre.

AS: „Zeitgemäß“ ist vielleicht auch gar nicht der richtige Begriff in diesem Kontext – wir wissen ja gar nicht, wohin uns die Entwicklung bringt. Das perfekte Museum gibt es nicht, alle Häuser versuchen momentan, sich selbst neu zu erfinden und auf gesellschaftliche Erwartungen und Herausforderungen zu reagieren. Es geht dabei aber nicht nur darum, problematische Sammlungskontexte innerhalb der Museen zu thematisieren, sondern Ungerechtigkeit und Kolonialismus als größere Zusammenhänge zu verstehen, die gesamtgesellschaftlich aufgearbeitet werden müssen.

Immerhin hat das Thema durch die Debatte um das Humboldt Forum einen anderen Stellenwert bekommen. Das Humboldt Forum ist ein Mega-Projekt – wie groß ist der Einfluss, den Sie als Mitarbeitende haben? Können Sie eigene Ideen einbringen und die künftige Ausstellung damit spürbar gestalten und prägen? Welcher Ideen kann man umsetzen, wie sehen die Spielräume hinter den Kulissen aus?

AS: Der ganze Prozess ist extrem komplex, es gibt ganz unterschiedliche Ebenen der Planung. Die inhaltliche Planung begann mit einer Vorgabe der Direktion, die Highlights der Sammlungsbereiche zu präsentieren, daran hat sich bis heute eigentlich

nichts geändert. Hinzu kam, dass immer wieder neue Player in den Prozess hineinkamen und Dinge verändert haben, zuerst der Schweizer Kulturunternehmer Martin Heller und später dann Neil McGregor, der ehemalige Direktor des British Museum in London. Die Zuständigkeiten sind außerdem auf die Staatlichen Museen zu Berlin, die Stiftung Preußischer Kulturbesitz und die Stiftung Humboldt Forum verteilt, was weitere Abstimmungsprozesse beinhaltet. Es gibt also eine Roadmap und sehr viele Beteiligte und Interessen und in diesem Prozess ist es schwierig, eigene Ideen und Impulse tatsächlich bis zur Verwirklichung zu bringen.

CH: Die Strukturen in der SPK sind auch sehr hierarchisch und verzweigt, das macht es nicht leichter, Ideen schnell umzusetzen – was nicht heißt, dass es unmöglich ist.

AS: Auf der anderen Seite bietet dieses Projekt mit seinen beteiligten Großinstitutionen auch sehr weitgehende Handlungsspielräume. Ich habe mit dem Humboldt Forum schon die unwahrscheinlichsten Projekte finanziert bekommen, zum Beispiel eine Fassadenprojektion zum ökologischen Jahreszyklus am Tiquié-Fluss in Brasilien, die mit einer sehr aufwendigen Produktion verbunden war. Hier ist eben vieles möglich, was bei einem kleineren Museum vielleicht nicht funktionieren würde. Das Humboldt Forum hat insofern auch neue Möglichkeiten eröffnet und das stimmt mich hoffnungsvoll für die Zukunft.

Ist man da auch mal gefrustet, wenn eigene Ideen es nicht durch die Abstimmungsprozesse schaffen, oder überwiegen die Freude und das Engagement?

CH: Ich arbeite noch nicht so lange bei den Staatlichen Museen zu Berlin und kann daher nicht beurteilen wie es für jemanden ist, der von Anfang an beim Projekt Humboldt Forum dabei war und viele Ideen voran gebracht hat, die letzten Endes doch zerschlagen wurden. Meine Kolleg*innen und ich sind frisch dabei und stecken voller Elan. Wir sind sehr motiviert für unsere Projekte und wir haben die Möglichkeit, hier ein neues Feld in der Institution aufzubauen – die postkoloniale Provenienzforschung. Gleichzeitig sind wir uns bewusst, dass wir hier eine wichtige Aufgabe erfüllen: Die Öffentlichkeit erwartet Informationen und Positionen zum Thema Provenienzen und wir helfen mit, in und für die Staatlichen Museen zu Berlin eine Position zu entwickeln.

Das ist natürlich sehr stark davon abhängig, welche Freiräume uns zugestanden werden – wir brauchen gedankliche und finanzielle Spielräume, um neue Felder zu erschließen und Kontakte zu knüpfen. Es geht darum, neue Wege der Forschung und der Zusammenarbeit zu finden. Bei so einem großen Projekt wie dem Humboldt Forum mit so vielen Beteiligten ist es immer ein Zusammenspiel von großen Möglichkeiten und gleichzeitig komplexen Entscheidungsprozessen – manches geht und anderes ist nahezu unmöglich.

Alle fiebern nun auf die Eröffnung des Humboldt Forums hin. Wie ist die langfristige Perspektive für das Haus aus Ihrer Sicht, welche Rolle wird das Humboldt Forum künftig im globalen Prozess der Aufarbeitung des Kolonialismus einnehmen?

CH: Beim Humboldt Forum haben wir den Vorteil, dass wir im Vergleich mit anderen Museen personell gut aufgestellt sind – nicht nur deutschlandweit, sondern auch global. Es gibt vier feste Stellen im Bereich Provenienzforschung, dazu eine befristete Stelle und bald eine Projektstelle, weitere werden folgen und mit Andrea Scholz haben wir den Bereich internationaler Kooperationen verstetigt, auch das ist nicht üblich. Auch wenn das angesichts der Größe der Sammlungsbestände immer noch wenig ist, haben wir damit die Voraussetzungen, nicht nur die Erforschung unserer eigenen Sammlungen voranzubringen, sondern uns auch in der Forschung gut aufzustellen und in die Universitäten und Schulen hineinzuwirken. Wir haben damit die Chance, auf internationalem Level zu einem echten Forum für Austausch, Vernetzung und Innovation zu werden – womit wir dem Namen des Humboldt Forums Rechnung tragen würden. Die große Frage wird sein, ob wir weiterhin die Gelder und Spielräume bekommen, die wir brauchen, und ob man uns machen lässt. Ich hoffe auch, dass sich die Dauerausstellungen im Humboldt Forum im Laufe der Zeit dynamisch verändern und anpassen lassen. Im Moment ist alles sehr fix, alles soll perfekt für die Eröffnung sein und es gibt nahezu keine Spielräume für Veränderungen.

AS: Ich glaube das ist Ausdruck der sehr rigiden und minutiösen Planung, die in diesem gigantischen Vorhaben notwendig ist. Ich denke, wenn das Haus eröffnet ist, wird unsere größte Aufgabe die Veränderung des Denkens sein. Wir müssen aufhören, immer nur auf uns selbst zu schauen, auf das Humboldt Forum und seine Objekte, auf die

dunklen Kapitel unserer eigenen Geschichte – genauso wichtig ist es, heute in die Welt zu schauen und wahrzunehmen, was um uns herum passiert. Denn auch dort finden wir die Folgen des Kolonialismus und es ist unsere Verantwortung, heute die Dinge zum Besseren zu verändern. Wenn die Akteure des Humboldt Forums den Mut haben, solche Veränderungen anzustoßen und eine Haltung dazu einzunehmen, dann kann es ein Museum werden, das vorbildlich ist.

Mut ist ein wichtiges Stichwort. Heute wird hitzig über Rückgaben, Kooperationen und Verantwortung diskutiert – was ist Ihrer Meinung nach der richtige Weg, um mit diesen Herausforderungen umzugehen?

CH: Rückgaben können nicht erfolgen, bevor wir nicht das Gespräch mit den Herkunftsgesellschaften gesucht haben. Wir brauchen also die internationalen Kooperationsprojekte, um Beziehungen aufzubauen und uns anzunähern.

AS: Zuerst müssen wir uns von unserem universalistischen Anspruch verabschieden, dass wir allein bestimmen, was shared cultural heritage und was die wichtigsten Probleme sind, die es zu lösen gilt. Dafür müssen wir, wie Christine bereits gesagt hat, die Beziehungen zu anderen Gesellschaften weiter aufbauen und gestalten. Das ist eine Riesenaufgabe und ich sehe es auch als unsere Kernaufgabe an.

Fühlt man sich momentan, so kurz vor der Eröffnung, permanent unter Beobachtung?

AS: Der Druck dieser finalen Phase ist im Team deutlich spürbar. Alle haben super viel zu tun, es gibt zig Termine und die Situation ist dynamisch, da reagieren viele manchmal etwas gereizt auf zusätzliche Anfragen und Arbeitsbelastungen.

CH: Der Druck ist auch bei uns spürbar, weil unsere Themen, von den Benin-Bronzen bis zum Luf-Boot, gerade sowohl in der Öffentlichkeit als auch in der Politik sehr präsent sind. Das hat aber natürlich auch seinen Reiz, denn überall eröffnen sich Fenster und Foren, um über unsere Arbeit zu sprechen. Und am Ende können auch wir Beobachter sein eines Interesses, das uns und unsere Arbeit immens voranbringt.

Gibt es trotz der angespannten, stressigen Zeit auch Grund zur Zuversicht?

AS: Ja, die gibt es natürlich. Das wichtigste ist, dass wir den Mut finden, einen anderen Diskurs zu wagen. Wir dürfen diese Sammlungen nicht nur als koloniale Last begreifen, sondern auch als Chance für eine echte Transformation der interkulturellen Beziehungen. Gleichzeitig können wir natürlich die koloniale Vergangenheit nicht ausblenden und uns nur auf die Schönheit der Objekte fokussieren. Sicher sind die Objekte schön, aber es steckt eben mehr dahinter und man muss die Diskurse wagen, um dieses Beziehungsgeflecht zu entwirren.

CH: Genau! Wir dürfen keine Angst haben und müssen diese Chance ergreifen!

Paola Ivanov: „Die Forschungsagenda darf nicht mehr von Deutschland aus bestimmt werden“

Das Gespräch führte Oliver Hoischen

Frau Ivanov, die Aufarbeitung der deutschen Kolonialgeschichte soll im Humboldt Forum eine zentrale Rolle spielen. Gilt das auch für Tansania?

PI: Das ist bereits seit Jahren so vorgesehen! Das heutige festländische Tansania gehörte in den Jahren 1885 bis 1918 zur Kolonie Deutsch-Ostafrika, wo die koloniale Eroberung besonders grausam war. Darum müssen wir mit den Objekten, die in dieser Zeit nach Berlin gekommen sind, besonders verantwortungsvoll umgehen. Die Tansania-Sammlung des Ethnologischen Museums ist mit mehr als 10.000 Objekten sehr groß. Die Ethnolog*innen in Berlin haben während der Kolonialzeit eine regelrechte Sammelwut entwickelt. Sie baten immer wieder um Objekte aus den Kolonien, die sie dann auf verschiedenen Wegen auch erhielten. Die Menge war am Ende so groß, dass eine wissenschaftliche Bearbeitung nicht mehr möglich war. Wir holen das jetzt nach, nach mehr als hundert Jahren!

Ab September werden im Humboldt Forum zunächst unter anderem eine Zither und eine Metallschale aus Neusilber – einer spezifischen Kupferlegierung – zu sehen sein. Warum gerade diese Objekte?

PI: Sie sind erst der Anfang. Im sogenannten Schaumagazin stellen wir die Geschichte unterschiedlicher Sammlungen aus Afrika dar. Wir zeigen, auf welchen unterschiedlichen Wegen die verschiedenen Objekte des Ethnologischen Museums nach Berlin gekommen sind. Darunter sind auch Objekte aus Tansania. Wir rekonstruieren hier deren Herkunft und die meist gewaltvolle Aneignung durch den deutschen Offizier Hans Glauning. Später wird es mehrere Ausstellungen geben, die sich spezifisch mit den Objekten aus Tansania und der Geschichte des Landes beschäftigen. Diese bereiten wir zusammen mit Partner*innen aus Tansania vor. Dabei ist uns sehr bewusst: Jede Art der Ausstellung der Objekte in Berlin ist unvermeidlich auch eine gewisse Reproduktion kolonialer Macht. Zugleich muss diese aber unbedingt für das Publikum, das häufig nicht die Geschichte

Afrikas und des europäischen Kolonialismus kennt, sichtbar gemacht und kritisch aufgearbeitet werden. Die Zither und die Metallschale fungieren hier auch als Symbole, sie materialisieren die koloniale Gewalt. Nehmen Sie die Metallschale: Diese wurde dem Museum 1897 von Hans Glauning geschenkt und war eine Kriegstrophäe. Ursprünglich gehörte sie Hassan bin Omari, auch Makunganya genannt, einem einflussreichen Händler im Südosten des heutigen Tansania, den die deutschen Kolonisatoren erst nach jahrelangen kriegerischen Auseinandersetzungen festnehmen konnten, zum Tode verurteilten und dann hinrichten ließen. Die Schale war wahrscheinlich ein Talisman, der seinen Besitzer im Kampf beschützen sollte. Über Jahrzehnte schlummerte sie im Depot des Museums – sie war quasi vergessen.

Und Sie haben sie jetzt wiederentdeckt?

PI: Das kann man so sagen. Durch Provenienzforschung konnten wir sie zunächst wieder in Zusammenhang mit dem ursprünglichen Besitzer bringen. Dann als vor fünf Jahren im Rahmen einer kurzen Forschungsreise tansanische Wissenschaftler die Herkunftsregion des Objekts besuchten, konnten sie die Inschrift auf der Schale von muslimischen Gelehrten transkribieren und übersetzen lassen: Es handelt sich dabei um eine Sure aus dem Koran (54:45, 46), in der von der Bestrafung der Ungerechten am Tag des Jüngsten Gerichts die Rede ist. Und erst seitdem glauben wir zu verstehen, was es mit ihr auf sich hat, welchem Zweck sie diente. Leider kennen wir die genaueren Umstände nicht, unter denen Hans Glauning in ihren Besitz kam, aber wir vermuten, dass sie bei der Plünderung des Ortes, an dem Makunganya sich vor den Deutschen zurückgezogen hatte, in seine Hände fiel.

Zusammen mit Provenienzforscherin Kristin Weber-Sinn führen sie verschiedene Projekte zur Tansania-Sammlung des Ethnologischen Museums durch. Worum geht es dabei vor allem?

PI: Zunächst stellen wir die klassischen Fragen der Provenienzforschung: Welche Biographien haben die Objekte? Wer waren die ursprünglichen Besitzer*innen und wer waren eventuelle Zwischenhändler*innen? Wie genau sind die jeweiligen Objekte in den Besitz des Museums gelangt und welche Bedeutungen und Funktionen hatte Sie für die

sogenannten Herkunftsgesellschaften? Waren diese Objekte überhaupt veräußerlich – war also ein Tausch oder Verkauf überhaupt möglich? Wichtig ist uns dabei, eine Forschungsk Kooperation mit tansanischen Partnerinnen und Partnern aufzubauen, da wir davon überzeugt sind, dass dieses Kapitel der Geschichte nur gemeinsam bearbeitet werden kann. Zudem brauchen wir diesen Austausch dringend, denn nur so können wir die Sammlung nachhaltig dekolonialisieren. Auch möchten wir die Entscheidung, was mit den Objekten künftig geschehen soll, gerne unseren afrikanischen Partner*innen überlassen. Wir möchten sehr gerne wissen, welche Bedeutung diese Objekte für sie haben. Generell kann man festhalten: Die Forschungsagenda darf nicht mehr von Deutschland aus bestimmt werden. Die langanhaltende und nachhaltige Auseinandersetzung mit den sensiblen Objekten aus der Kolonialzeit sollte ein fester Bestandteil der musealen Arbeit werden. Ich wünsche mir einen Fonds, der eine dauerhafte Zusammenarbeit mit den Kolleg*innen und Akteur*innen aus den sogenannten Herkunftsgesellschaften der Objekte in Tansania und generell Afrika möglich macht. Wir haben Kooperationen auch mit Akteur*innen aus anderen Ländern, und die Partner*innen müssen regelmäßig zu uns kommen können. War das bisher nicht möglich?

PI: Nein, die Besuche der tansanischen Partner*innen waren immer auf einzelne Projekte begrenzt. Und wegen Corona können wir seit mehr als einem Jahr nicht reisen. Aber vor der Pandemie waren Wissenschaftler*innen und Künstler*innen aus Tansania bei uns und wir wiederum sind nach Tansania gereist. Das war sehr bewegend und emotional. Alle Projektpartner*innen haben das große Gewicht der gewaltvollen Geschichte empfunden. Lange Zeit haben in Tansania nicht einmal die Wissenschaftler*innen gewusst, dass es in Berlin so viele Objekte aus ihrer Heimat gibt.

Die intensive Beschäftigung mit den historisch belasteten Sammlungen ist immer noch relativ neu. Wie gehen Sie persönlich damit um?

PI: Meine Kollegin Kristin Weber-Sinn und ich sind nicht selten richtiggehend wütend und auch erschüttert. Die Gewalt der kolonialen Eroberungen war mehr als nur Krieg: Die Lebensgrundlagen ganzer Bevölkerungsgruppen wurden zerstört. Es gab die Politik der verbrannten Erde. Wir sind immer wieder schockiert, mit welcher Ignoranz und

Überheblichkeit die deutschen Kolonisatoren vorgingen und wie ungeniert sich die Militärs mit den Kriegstrophäen brüsteten und sie oft auch zu Geld machten. Die Museumsethnolog*innen damals nahmen die gewaltsame Aneignung der Objekte billigend in Kauf. Für sie waren afrikanische Gesellschaften „Naturvölker“, die keine geschichtliche Entwicklung durchgemacht hatten – im Gegensatz zu den europäischen „Kulturvölkern“. Für Kolonialbeamte und Kolonialoffiziere gehörte das Erbeuten von Objekten für das Berliner Museum zum kolonialdienstlichen Alltag – auch während Kriegszügen, in deren Verlauf ganze Dörfer und Städte geplündert und etwa auch Vieh und Elfenbein geraubt wurden. Es ist gut, dass jetzt ein Prozess begonnen hat, diese Geschichte aufzuarbeiten. Man muss aber auch sagen: Wir stehen noch am Anfang, es handelt sich um einen Lernprozess mit offenem Ausgang. Welche Wirkung unsere Debatten und Dialoge auf die Museumslandschaft in Tansania und Deutschland haben, muss sich noch zeigen.

Julia Binter: „Wir zeigen keine Originalobjekte“

Das Gespräch führte Oliver Hoischen

Frau Binter, wenn im Humboldt Forum jetzt die Räume des Ethnologischen Museums öffnen – was ist dort über Namibia zu sehen, der ehemaligen Kolonie „Deutsch-Südwestafrika“?

JB: Die Ausstellung gibt einen Einblick in den aktuellen Forschungsprozess und ist in enger Zusammenarbeit mit unseren namibischen Forschungspartnerinnen und –partnern, allen voran der Museums Association of Namibia, entstanden. Ziel des Kooperationsprojekts war es, einen möglichst offenen Forschungsprozess zu etablieren, bei dem die Bedürfnisse und Wünsche aller Beteiligten gehört werden. Wir im Berliner Team sahen uns in der Verantwortung, die kolonialen Kontexte zu verstehen, in denen die knapp 1400 Objekte aus Namibia in der Sammlung des Ethnologischen Museums erworben wurden. Insbesondere war es uns wichtig zu analysieren, ob Objekte in direktem Zusammenhang mit dem Völkermord stehen, den Deutschland von 1904 bis 1908 an den Ovaherero und Nama begangen hat. Gleichzeitig war es unseren Forschungspartner:innen, darunter Wissenschaftler:innen, Kurator:innen und Künstler:innen, wichtig, über die Zukunft der Objekte nachzudenken.

Was haben sie vorgeschlagen?

JB: Sie hatten sofort Ideen, was man von den Objekten lernen, wie man mit ihnen künftig kreativ umgehen kann. Unsere Diskussionen und unser Wissensaustausch waren so intensiv und teilweise auch emotional, dass uns bald klar war, dass wir im Humboldt-Forum keine Originalobjekte zeigen, sondern unseren gemeinsamen Forschungsprozess thematisieren möchten. Was bedeutet es, mit Objekten zu arbeiten, die teilweise aus höchst gewaltvollen Kontexten stammen? Welche Informationen über die Herkunft und die Beziehungsgeschichten von Objekten kann ich als Provenienzforscherin aus den europäischen und dadurch sehr einseitigen Archiven rekonstruieren? Welche historischen und kulturellen Bedeutungen, welche persönlichen Erfahrungen haben

unsere Forschungspartner:innen mit den Objekten verknüpft? Und wie kann die Zukunft der Objekte aussehen?

Was bedeutet das konkret für die Ausstellung?

JB: Die Ausstellung besteht aus drei Teilen: Zum einen ist da der Film von Moritz Fehr, der einen einfühlsamen Blick hinter die Kulissen gibt. Der Berliner Filmemacher hat uns bei unserer Forschung mit den Objekten im Depot des Ethnologischen Museums in Berlin begleitet. Moritz Fehr ist aber auch mit uns nach Namibia gereist und hat die Allgegenwärtigkeit der kolonialen Vergangenheit – von deutschen Straßennamen bis hin zu namenlosen Massengräbern des Völkermords – mit seiner Kamera eingefangen. Sein Film zeigt damit auch, wie die deutsche Kolonialgeschichte nicht nur die Sammlungen in Berlin, sondern auch das Land Namibia und den Alltag der Menschen dort bis heute prägt.

Worauf können sie die Besucherinnen und Besucher darüber hinaus gespannt sein?

JB: Wir haben eine Form gesucht und hoffentlich auch gefunden, die unsere intensiven Diskussionen und Wissensaustausch versinnbildlicht – ein sogenanntes Netzwerk des Wissens. Wir haben in der Vitrine im Humboldt Forum sprichwörtlich ein Netzwerk aus Leder- und Stoffbahnen gespannt, an dem Fotos von einigen jener 23 Objekte aus der Namibia-Sammlung des Ethnologischen Museums angebracht sind, die im kommenden Frühjahr auf Wunsch unserer Partner:innen für weitere Forschung nach Namibia reisen werden. Mit dieser Installation zeigen wir, was wir gewinnen, wenn wir auf die Bedürfnisse unserer Forschungspartner:innen eingehen und Objekte loslassen und reisen lassen. Wir gewinnen so viel – an Wissen, an Wertschätzung, an gegenseitigem Verständnis. Neben den Objektabbildungen sind auch historische und gegenwärtige Fotos und vor allem viele unterschiedliche Stimmen auf Texttafeln in das Netzwerk eingeflochten. Die Installation verweigert den einfachen Konsum von schönen Dingen und stellt die Menschen und ihre Beziehungen zu Objekten in den Mittelpunkt. Ich bin gespannt, wie die Besucher:innen darauf reagieren werden.

Von den Artefakten der Namibia-Sammlung des Ethnologischen Museum wird also wirklich keines gezeigt?

JB: Nein, sie wurden auch in Dahlem nicht gezeigt. Und unsere Partner:innen haben zurecht die Frage gestellt, warum die Objekte gerade jetzt im Humboldt Forum gezeigt werden sollen, wenn es in Namibia so viele Menschen gibt, die ein historisch und kulturell gewachsenes Interesse daran haben, mit den Objekten zu arbeiten und für sie zu sorgen. Unsere namibischen Kolleginnen und Kollegen haben bei ihrem mehrmonatigen Forschungsaufenthalt 2019 in Berlin 23 historisch, kulturell und ästhetisch bedeutenden Objekte ausgewählt – in vielen Gesprächen mit Fachleuten daheim, mit Interessengruppen und Vertreter:innen ganz unterschiedlicher Institutionen. Ziel ist es, die Objekte in Namibia mit dem Wissen von Community-Verteter:innen, Künstler:innen und Wissenschaftler:innen wiederzubeleben. Ein so großes Folgeprojekt können wir nur dank der Förderung durch die Gerda-Henkel-Stiftung durchführen.

Worum handelt es sich bei diesen Objekten eigentlich?

JB: Ein Großteil der Berliner Namibia-Sammlung besteht aus Kleidungs- und Schmuckstücken. Sie sind darum nicht nur Zeugnisse historischer Ereignisse und Beziehungen. Unsere namibischen Partner:innen verstehen sie auch als Inspirationsquelle, etwa für heutiges Modedesigns und künstlerisches Schaffen. Es ist großartig, dass die Museums Association of Namibia in Otjiwarongo bald das neue Museum of Namibian Fashion eröffnet wird, in dem Historiker:innen ebenso wie Modedesigner:innen und Community-Verteter:innen die Geschichte und Identitäten Namibias anhand von Kleidung ganz selbstbewusst und neu erzählen werden. Als Inspirationsquelle dienen nicht nur die historischen Objekte aus Berlin, sondern auch Sammlungen des Nationalmuseums in Windhoek. So bringen wir verschiedene Erkenntnisse aus Vergangenheit und Gegenwart zusammen, kombinieren sie – und schaffen etwas Neues.

Jetzt müssen Sie aber noch verraten, was das dritte Namibia-Element ist, das es im Humboldt-Forum zu sehen gibt?

JB: Es ist eine textile Arbeit, ein Kunstwerk der namibischen Modeschöpferin Cynthia Schimming, die 2019 mit uns zusammen die Dahlemer Sammlung gesichtet und ihr Potenzial für künftige Projekte ausgelotet hat. Cynthia Schimming hat unsere Sammlung von Anfang an als Archiv der namibischen Design- und Modegeschichte verstanden und einmal gesagt: Ihr sprecht soviel, ich produziere lieber.

Wie sieht die Arbeit aus?

JB: Cynthia Schimmings Kunstwerk besteht aus zwei Teilen, die Körper und Landschaft als Orte kolonialer Erfahrungen spürbar machen. Sie schuf ein Herero-Kleid, in das ihre Forschung zu vorkolonialer Mode eingeflossen ist. Der Schnitt mit Puffärmeln und weitem Petticoat ist viktorianischen Kleidern nachempfunden. Die Kopfbedeckung ahmt die Form von Rinderhörnern nach und verweist auf die stolze Vergangenheit der Ovaherero als Viehzüchter:innen. Der zweite Teil ihrer Installation nimmt ein anderes Schlüsselobjekt in den Sammlungen in den Fokus: eine von Nama-Künstlerinnen gefertigte Patchworkdecke aus Leder. Sie stammt aus dem Nachlass von Gustav Nachtigal, der 1886 dem Museum in Berlin übergeben wurde. Nachtigal war „Reichskommissar“ für die deutschen Kolonien in Westafrika. Vermutlich hat er die Decke erworben, als er sogenannte „Schutzverträge“ mit Vertretern der Nama abschloss. Cynthia Schimming hat das Muster dieser Patchworkdecke auf eine lange Stoffbahn übertragen und mit historischen Fotografien aus unserem Archiv bedruckt. Das Ergebnis ist wirklich beeindruckend. Das Werk zeigt die Philosophie der Künstlerin: Es geht nicht nur darum, Geschichte zu schreiben und zu verstehen. Wir tragen die Geschichte immer auch mit uns.